

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 3. Juni 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 40.

Vor meinem Fenster.

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Hat duftiger Blüten viele;
Es schüttelt hernieder gleich weissem
Flaum
Der Wind vielhundert im Spiele.

Vielhundert auch sind taub und leer
Und täuschen und bringen nicht
Früchte;
Es würden die Äste ja brechen auch
Dem überschweren Gewichte.

Viel Hoffnungsblüthen nähet auch
mein Herz,
Viel trogen, viel werden noch trüben;
Sont müht ja dem übergroßen Glück
Ich schwacher Mensch auch erliegen.

Der Ehestifter.

Humoreske von Paul Blich
(Arco).

Seit ungefähr acht Tagen machte Hauptmann Wolfram eine Entdeckung, die ihn zu einem eifrigen Nachdenker zwang; er merkte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Weine rapid abnahmen, und auch in seinen Gargen vorräthen entdeckte er täglich große Lücken.

Der Hauptmann, ein humorvoller Junggeselle, konnte keine Erklärung dafür finden, wo die entschwindenden Herrlichkeiten hingelassen sein konnten; der einzige Mensch, auf den zuerst Verdacht fallen mußte, war Franz sein Burtsche; diesen aber kannte der Hauptmann seit langer Zeit als einen treuen, zuverlässigen Menschen, und deshalb traute er ihm nicht zu, daß er derartige Dummheiten machen würde; trotz alledem aber nahm der Herr Hauptmann sich vor, von heute ab die Augen offen zu halten, um endlich dem Langfinger auf die Spur zu kommen.

Als die Sache im Kasino bekannt wurde, rief der kleine Hauptmann Schmettwitz dem so gefoppten Kameraden lachend zu: „Sehen Sie, lieber Wolfram, das kommt davon, wenn man ledig bleibt; hätten Sie eine Frau, dann würde so etwas gar nicht vorkommen.“ — „Ihnen Sie mich mal an, in meinem Hause geht Alles, seit ich verheiratet bin, wie am Schnürchen — und Sie wissen doch, wie es ehedem stets bei mir ausfiel! Nein ich bleibe dabei: in einen ordentlichen Haushalt gehört eine Frau, sonst geht Alles drunter und drüber.“

Hauptmann Wolfram wurde einen Augenblick nachdenklich, dann aber raffte er sich gleich wieder auf, schüttelte den Kopf und rief: „Nein! Nein! Lieber ertrage ich noch ärgeres Ungeheuer, als daß ich meine goldene Freiheit so leicht preisgebe.“

„Nun gut, wer nicht hören will, muß leiden“, sagte der kleine Schmettwitz gelassen.

„Gewiß, leiden wir also! Profit!“ und lächelnd hielt Wolfram den Seltenschick hoch. „Profit, Kinder, auf daß wir niemals mehr zu leiden haben als heute!“

Aber als Hauptmann Wolfram in dieser Nacht heimkam, hatte er doch das Gefühl eines leisen Unbehagens. Die Worte des kleinen Kameraden Schmettwitz wollten nicht fort von ihm, immer lang es ihm in die Ohren: „In einen ordentlichen Haushalt gehört eine Frau, sonst geht Alles drunter und drüber.“ — Er stöhnte tief auf und sah sich suchend um. Wie so still und öde das Alles da lag! — Und wie anders wäre es, wenn jetzt, dort aus jener Thür, eine schlante Frauengestalt käme und ihm ein frohes „Willkommen“ zurief! — Ach, es würde ihm ganz tagelänglich nach Muthe und er mußte alle seine Energie zusammen nehmen, um nicht vollständig sentimental zu werden. Deshalb sprach er auf, schüttelte die trüben Gedanken von sich ab und dachte: Am besten, man trinkt noch einen guten Schoppen, dann werden die Grillen wohl verschluckt werden. Er machte sich also auf, seinen Burtschen zu wecken, damit er ihm eine Flasche „Schloßburg“ aus dem Keller heraushole. Und als der Hauptmann an des Burtschen Kammerthür pochte, antwortete Niemand, auch ein zweites und drittes Pochen blieb unbeantwortet; da drückte er auf die Klinke, die Thür ging auf, aber kein Burtsche war im Zimmer.

Erstaunt sah sich der Hauptmann um, zugleich bemerkte er aber auch, daß

die Flurthür, die zu den Hintertreppen führte, offen stand und nur angelehnt war. — Zimmer erklaunter ging er nun dahin, um die Sache näher zu untersuchen. Kaum hatte er den Treppenspur betreten, als er auch schon ein Gespräch hörte und deutlich die Stimme seines Burtschen erkannte.

Natürlich wurde er nun immer begieriger, hinter das Geheimniß zu kommen, und so stieg er, dem Klange der Stimme nach, eine Etage höher, wo er die Flurthür auch nur angelehnt fand; behutsam trat er näher, und da sah er dann, wie in der Küche der fremden Wohnung sein Burtsche es sich außerordentlich bequem gemacht hatte; er sah bei einer schmutzigen Schüssel, mit der er eben auf eine „glückliche Zukunft“ anstieß; sie tranken Wein, die beiden Verliebten, guten Rotwein, den der Hauptmann recht gut kannte.

„Grenadier Müller!“ rief er mit lauter Stimme.

Da stand der Burtsche stramm da, die Hände an den Hosennäthen, während die arme Köchin vor Schreck bis in die äußerste Ecke geflohen war. „Kunterbunt!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Schamloser, pferdveressener Kerl, Er!“

Todtenstille ringsum.

Eben wollte der erzürnte Hauptmann die Küche verlassen, als die gegenüberliegende Thür geöffnet wurde und eine Dame im Hauskleide eintrat.

„Um Gotteswillen, was giebt es denn hier?“ fragte sie entsetzt.

Erstaunt sah der Hauptmann auf die liebliche Erscheinung; sofort schwand sein Groll, und mit eleganter Verbeugung entgegnete er lächelnd: „Tausendmal Verzeihung, meine Gnädigste, ich habe mir nur meinen defektsten Burtschen zurückgeholt.“

Die Dame überließ sofort die Situation; sie erröthete leicht, mußte aber dennoch ein wenig lächeln.

Unten angekommen, war der Zorn des gestrengen Hauptmanns ein wenig gemildert, denn er gedachte fortwährend der lieblichen Gestalt, die er da oben gesehen hatte.

Stramm, mit weit aufgerissenen Augen stand der Burtsche vor ihm.

„Frecher Kerl, Er! Wie kann er sich denn erdreisten, meinen Wein zu plündern?“

kannten gar nicht mehr sonderlich erstaunt darüber, weil sie auf etwas Ähnliches ja bereits sich gefaßt gemacht hatten.

Der Burtsche ist natürlich nicht in den Kasten gesteckt worden; war er es doch gerade, der als Anstifter dieser glücklichen Liebe seines Herrn gelten konnte!

Was ist ein Vrbor?

Das Wort Barbar ist bekanntlich von den Griechen zur Bezeichnung jedes Nicht-Griechen geprägt worden und hat dadurch die Bedeutung eines an Kultur Minderwertigen angenommen. Dieser Sinn ist dem Wort in den verschiedenen klassischen Renaisancen der neueren Zeit geblieben, während die Bedeutung der nationalen Fremdeheit verloren gegangen ist. Je schwächer der Begriff Kultur ist, desto unsicherer wird auch der Begriff Barbar. Der Musiker nennt vielleicht so bereits einen Mann, der eine kleine Terz nicht von einer großen unterscheiden kann, ein Damenschneider empfindet vielleicht schon einen Verstoß gegen die letzte Modeform als barbarisch. Eines ist sicher: in unserem Sprachgebrauch ist der Vrbor nicht gleichbedeutend mit dem Wilden, der überhaupt nichts mit Kultur zu tun hat, sondern der Barbar ist etwas im Hinblick auf eine Kultur, er fehlt eine Kultur voraus, die er mißversteht und einstellt. Es ist ein ungewolltes Nebenprodukt der Kultur. Ueber keinen Begriff hat man in der letzten Zeit mehr gesprochen und geschrieben, als über den Begriff Kultur, ohne zu einer übereinstimmlichen Klarheit gelangt zu sein. Vielleicht kann man ein wenig zur Klärung beitragen, indem man festzustellen unternimmt, was Kultur nicht ist und der Frage Beantwortung sucht: Was ist ein Vrbor?

Der Barbar vertritt sich entweder an der Natur ohne diesen Eingriff durch das Schaffen eines Kulturwertes zu führen; geistesreiche Kulturverfasser wie diese kasernenartigen Hotelbauten in Gebirgshälern. Oder er vertritt sich an der Kultur selbst, er fühlt nicht ihre Werte, sondern er ist als Emporkömmling von ihr verblüfft, oder, was schlimmer ist, als Pedant von ihr geärgert. In einem Falle äßt er sie finlos nach, im anderen kritisiert er sie von intellektuell vorgefaßten absoluten, das ist willkürlichen Grundfäden aus. Bald legt er an das organisch Gewordene Maßstäbe einer willkürlichen Logik an, indem er z. B. die Unsinntigkeit der gesellschaftlichen Sitten nachweist, ohne ihre Schönheit zu sehen, bald tödtet er das Künstliche mit den Forderungen einer schulmeisterlichen Keßheit, oder das Menschliche mit den Gesetzen einer doktrinären Eitlichkeit. Von jenem ist oft genug gesprochen worden. Beschäftigen wir uns daher einmal mit dem pedantischen Barbaren.

Der Barbar führt gern Natur gegen Kultur ins Feld, aber seine Natürlichkeit ist ein ebenso willkürlicher enaastriker Logos, wie sein Gut und Böse. Natürlich ist alles, was organisch wächst, das Wilde sowohl als das kultivierte. Der Barbar ist weder wild noch kultiviert, er ist unorganisch und darum unnatürlich, antinaturalistisch. Aus seiner Theorie heraus möchte er an einem beliebigen Punkte heute oder morgen zersiehend in das Wachstum eingreifen, um der Natur seine Reformpläne aufzuprägen. Es kann vorkommen, daß er diese für den Inbegriff der Kultur hält und alles Blühende, Lebendige für das Barbarische, weil von seinen Ideen Unberührt erklärt. Dem Naturfanatiker z. B. erscheint der natürliche Weltmenschen barbarisch, weil er Fleisch isst, die kleinen Lügen der Konvention nicht verschmäht usw. Als Werthmesser dient dem Barbaren niemals die Intensität der Erscheinung des Lebens selbst — das scheint ihm „oberflächlich“ —, sondern er muß immer etwas Intellektuelles der Erscheinung unterstellen. Da ihn das Leben selbst verwirren würde, schneidet er in seinen künstlichen Maßstäben, nach denen er die Erscheinung regulieren möchte. Ihr Abweichen und gelegentliches Uebereinstimmen mit seinen „Forderungen“ bestimmt ihm, was gut und böse, schön und häßlich, vernünftig und unvernünftig ist, er muß gewissermaßen immer erst in der Ethik, der Ästhetik, oder der Logik nachschlagen, ehe er zu irgend einer natürlichen oder kulturellen Konstellation eine Beziehung findet. Das Wertvolle, das Welige, das Göttliche ist ihm niemals das, was in seinem Leben wurzelt, nicht ein Symbol seiner Art, denn die ist ihm halb unbewußt das Gemeine, Unreine, Thierische. Seine Tugend ist aus anderem Stoff als

er selbst, sie ist etwas außer ihm, ein Jenseitiges, Schwer-zu-erreichendes, Außeremenschliches, etwas Schitanöses. Sie gräbt eine Kluft zwischen Gefordertem und Erfüllbarem, verurtheilt dadurch zur ewigen Unfertigkeit, zum Zweifel an sich selbst, zur chronischen inneren und äußeren Verlegenheit, die dann oft genug in ihr desperates Geistesheil umschlägt: die Arroganz aus überspanntem Menschentum, die Frechheit aus innerer Befangenheit. Die inneren Qualen ohnmächtiger Zweifel und zuchtloser Fanatik preist der Barbar als heilsam, gehaltvoll, tief, er nennt sie wahres Innenleben. Das Wesen der Kultur dagegen ist stets Vollkommenheit, welche die barbarische Fragestellung: „Inhalt oder Form?“, „Tiefe oder Oberfläche?“ nicht etwa entgegengesetzten Sinnes löst, sondern überhaupt ausschließt, so etwa wie wortklaubende Debatten darüber, ob ein Wert subjektiv oder objektiv, realistisch oder idealistisch ist.

Dem Barbaren fehlt ebenso die positive Blickstärke, die das Leben mutig und klar betrachtet, als jener zu Zeiten freiwillig die Maßstäbe verwirrenden oder umkehrbaren Humor, der gern einmal das Prinzip opfert und fünf gerade sein läßt.

Der Wilde frisst, der kultivierte Mensch speist, der Barbar ernährt sich. Daß auch der Speisende ein Augenmerk auf den hygienischen Werth der Gerichte hat, ist denkbar, vernünftig und solange nicht tabulässig, als es nicht zum selbstgefälligen Ausdruck kommt; man soll nicht vergessen, daß mit Kultur die Hygiene nicht das Mindeste zu tun hat. Gewiß, die Hygiene ist etwas Gutes, aber sie liegt in einer ganz andern Ebene. Dem Barbaren ist das nicht klar zu machen, er ist der Pedant, er verzichtet auf das Bistehen, er bleibt gesund und reizlos.

Alle gesellschaftliche Kultur beruht auf der Unfähigkeit der zur Lebenserhaltung notwendigen Funktionen; im weiteren Sinne gehört dazu alles Praktische und Moralische. In affektiver Form drückt sich dieser Standpunkt in der Furcht englischer Damen aus, man könne annehmen, sie hätten einen Wagen. Dieser Körpertheil darf in der englischen Konversation nicht genannt werden. Die den Fortbewegungsapparat nicht verbergende Hofen-tracht wird von den Wältern, die sie nicht besitzen, als barbarisch empfunden. Zweifellos hat die Tracht etwas Großartigeres, die den Mechanismus des Gehens verhüllt und dadurch diese Bewegung zum Schreiten werden läßt.

Für die Kultur eines Gastmahls ist es gleichgültig, ob die dazu nötigen äußeren Mittel durch Erbschleicherei oder durch Straßentäuberer erworben sind, ob der Koch und der Kellermeister ihre Bezahlung erhalten haben, ob brauchen tausende Hungerer sterben, ob die, welche das Gastmahl genießen, arglistig, verderbt und grausam sind, während der Küchenjunge von einem Jammerlohn eine starblinde Mutter erhält und die Gouvernante des Hauses auf ihre Mühsal verzichtet hat, um einem ledernen Bruder die höhere militärische Laufbahn und vielleicht das Mittelfeld in diesem so außerordentlich kultivierten Gastmahl zu ermöglichen. Daß römische Schwelger ihre Müränen mit Sklavenfleisch fütterten, läßt die verschiedensten Beurteilungen zu; vom Kulturstandpunkt aus, der hier nur scharf urtheilt, weder für den einzigen, noch für den wichtigsten erklärt werden soll, ist allein die Frage entscheidend, ob die Müränen dadurch wirklich an Wohlgeschmack gewonnen, oder ob das Opfer von Sklaven nur ein gastronomischer Dilettantismus war. Das ist dem Barbaren unangeheim zu hören; denn er möchte gern alles Gute auf der einen, alles Böse auf der anderen Seite haben.

Es ist heute das Merkmal eines guten Hauses geworden, daß man die Diensthöfen in gutgelüfteten Räumen wohnen, haben und sich vernünftig ernähren läßt. Das ist außerordentlich mit der eigentlichen Kultur hat auch das nicht das Mindeste zu tun. Der erfreulich, nichts ist zweedmäßiger, aber edle Typus des wahren Dieners ist trotz zunehmender Keuschheit im Aussterben begriffen.

Die Kardinaltugenden des Barbaren sind guter Wille, Fleiß und Wissen. Hier soll keineswegs zur Verachtung dieser Eigenschaften angeleitet, nur betont werden, daß das Wort Tugend viel erhabener Inhalte in sich schließt, als jene sekundären, praktischen, selbstverständlichen Eigenschaften, die nur mechanische Mittel, Funktionen des Lebens, nicht selbst Lebenswerthe sind, wie Schönheit, Muth, Geist u. s. w.

Der Barbar ist stolz darauf, wenn seine Werke nach Schwitz und Lampe rücken. Er will nicht den Weltmann bilden, sondern Schulbuben wie Fä-

ser mit gelehrtem Wissen auffüllen. Statt Kultur preist er „allgemeine Bildung“. Sie soll auch dem Volke eingeflüßelt werden. Der Barbar ahnt nicht, daß sie im Blut wie ein Fremdkörper schwärzt. Er fühlt nicht, daß die Gebärde des italienischen oder spanischen Bettlers, der Witz des französischen Handwerkers und ihre galante Höflichkeit werthvollere Lebensgüter sind, als der tote Besitz allgemeinen Wissens. Er weiß nicht, daß es auch geistig und feilsch nicht auf das ankommt, was man verzehrt, sondern auf das, was man assimiliert, zu Leben geformt hat, und daß die gewohnheitsmäßige Mast der Fresser die Masse nicht verschlechtert, als zeitweilige Dürftigkeit der Ernährung. Der Barbar weiß nicht, daß jede, selbst seine Torheit interessant werden könnte, wenn sie sich geistreich gäbe; denn „im Grunde gibt es nur ein verbotenes Genre; das Langweilige“.

Oskar A. S. Schmitz.

1,200,000 Fremde in Berlin.

Wann ist die Berliner Fremdenziffer? — fragt das „Berliner Tageblatt“. Lohnt der Frühling die meisten Fremden aus dem Reich und dem Auslande an den Strand der Spree, oder bildet die Theater- und Konzertsaison den großen Magnet. Weit gefehlt! Aus dem soeben erschienenen Jahresbericht der Berliner Handelskammer für das Jahr 1909, der ein besonderes Kapitel auch dem Hotel- und Gastwirthsgewerbe widmet, ergibt sich mit voller Klarheit, daß merkwürdigerweise gerade die heißen Sommermonate, in denen die Berliner dem schwindehenden Asphalt und den erdrückenden Häusermassen der Reichshauptstadt den Rücken kehren, die größte Anziehungskraft auf die Fremden ausüben. Ob es Zufall ist oder auf inneren Gründen beruht, daß die Berliner Hotels und Pensionen sich gerade dann mit schaulustigen Fremden füllen, wenn Berlin W. von Berlinern leer ist — dieser Umstand aufzuklären, bedürfte es einer volkswirtschaftlichen Untersuchung. Hier sei nur die Thatsache registriert, daß die fünf Monate Juni, Juli, August, September und Oktober zusammen einen ebenso starken Fremdenverkehr aufweisen wie die anderen sieben Monate des Jahres. Insgesamt wurden im Jahre 1909 1,200,000 Fremde in Berliner Hotels, Hotels garnis und anderen Anstalten amtlich registriert. Die Gesamtzahl der Fremden, von denen ein großer Theil — der nicht gezählt wird — bei Bekannten und Verwandten absteigt, dürfte wahrscheinlich 2 Millionen betragen, so daß auf jeden Berliner ein Fremder kommt. In den Sommer- und Frühherbmonaten übersteigt der Fremdenverkehr monatlich die 100,000; der Juni zählte 102,000 Besucher, der Juli schon 120,000 und der Monat August erreicht die Höchstziffer mit 132,500 Fremden. Der September und Oktober machen sich in der Gunst der Fremden den Rang streitig; sie bringen es jeder auf 113,000. Im August der fremdenreiche Monat für Berlin, so ist der Januar der Monat, der trotz der Hoffsteife die wenigsten Gäste nach Berlin führt; seine Fremdenziffer beträgt nur 81,000. Der kürzeste Monat im Jahr, der Februar, bringt es schon auf 83,000 Fremde. Auf gleicher Stufe stehen März und November mit je 89,000 Fremden, unter dem Durchschnitt von 100,000 Fremden halten sich auch der April mit 90,000, der schöne Monat Mai mit 94,000 und der Dezember mit 88,000 Fremden. Das selbe Auf und Ab zeigt auch das Jahr 1908, dessen Gesamtziffer 1,140,000 Fremde beträgt, so daß man beinahe von einer ständigen Erscheinung im Berliner Fremdenverkehr sprechen kann. Für die neue Zentralstelle zur Hebung des Fremdenverkehrs in Berlin liefert diese interessante Statistik mancherlei Anregungen.

Nicht minder interessant ist eine Zusammenstellung der Fremden, die aus dem Auslande kommen, nach ihrer Heimath. Von jenseits der schwarzweissen-rothen Grenzpfähle kamen 209,173 Fremde, also nur etwas über ein Sechstel. Paris und London haben einen größeren Fremdenverkehr aus dem Auslande; man weiß, daß es die erotischen Gäste sind, die das meiste Geld ins Land bringen. Auch für die Fremdensaison Berlins gilt das Wort ex oriente lux; denn Rußland steht mit 77,800 Fremden unter den ausländischen Gästen an der Spitze. Erst in weitem Abstand folgt dann unser Bundesstaat Oesterreich-Ungarn mit 34,700 Fremden. An dritter Stelle steht — ein Beweis für die Gunst, in der Spreetänen bei den Besuchern von jenseits des großen Teichs steht — Amerika mit 20,700 Gästen. Erst

dann folgen England mit 13,500, Schweden mit 11,750 und Dänemark mit 11,000 Fremden. Frankreich bleibt mit 9375 Gästen noch unter dem Niveau von 10,000. Selbst das kleine Holland bringt es auf 7100 Fremde; die Schweiz entfaltete 5000, Belgien 3800, Italien 3250 und Norwegen 3050 Besucher nach der Metropole des Deutschen Reiches. Dann geht es über Spanien mit 974, Portugal mit 743, die Türkei mit 1040, Wien mit 1241, Afrika mit 1057 abwärts bis nach Australien, das mit nur 429 Fremden an letzter Stelle steht. Für ein Urtheil über die Reiselust der einzelnen Nationen bildet diese Statistik einen fast absoluten Maßstab. Die germanischen Völker wandern auch hier voran — wenn man von den Russen absteht, die infolge der Nähe Berlins und der guten Verbindungen die Reichshauptstadt bevorzugen, aber sie zumeist doch nur als Durchgangstation auf dem Wege nach Paris, dem ersehnteren Ziel ihrer Wünsche, benutzen.

Zähleigkeit des Fuchses.

Aus Steiermark wird dem „Kosmos“, Handweiser für Naturfreunde geschrieben: Vor mehr als drei Jahren hatte ein hiesiger Besitzer in seinem Schloßgärten den ganzen vorderen Theil des Oberflusses eines Fuchses gefunden. Da die Verletzung des Thieres eine so große war, glaubte er, es sei elend zugrunde gegangen. Doch wie erstaunte er, als er unlängst in einem Fischotter einen Fuchs fand und in ihm jenes Tier erkannte, das vor drei Jahren mit so schweren Verletzungen entwichen war. Der Kopf des nun geistlichen Fuchses ist sehr interessant. Knapp vor den Augen ist der Oberkiefer abgeklappt und auf vernarrt; der größte Teil des Unterkiefers ist frei und nur von der langen Zunge bedeckt. Ausführgänge des Nierorgans sind deutlich erkennbar. Es ist ein wahres Räthsel, daß ein Thier an einer so harten Verwendung nicht zugrunde gehen mußte. Die Nahrungsaufnahme kann in der ersten Zeit nur unter den furchterlichsten Schmerzen möglich gewesen sein und muß auch später erheblich Schwierigkeiten gemacht haben.

Die Verdauungsgeschwindigkeit.

Man frucht von leicht und schwer verdaulichen Speisen und hat dabei meistens die Zeit im Auge, die jede zum Verdauen erfordert. Welches ist nun aber die leichtverdaulichste Speise? Eine englische Monatschrift hat hierfür eine Tabelle aufgestellt, in der, was die leichte Verdaulichkeit anlangt, getochte Kapoune, geröstetes Wild und Bratäpfel oben an stehen, da für die Verdauung nur eine einzige Stunde nötig ist. Darauf kommen Fische mit Ausschluß des Aales und des Schellfisches, die gelocht in 1½, gebraten in 3 Stunden verdaut werden. Hierauf Geflügel, nämlich Truthahnbraten und Gänsebraten mit 2½ Stunden. Etwas mehr Zeit erfordern Brot, Rinder- und Hammelbraten, nämlich 3½ Stunden, während für Kalbsbraten 5 Stunden nötig sein sollen. Für fettes Schweinefleisch sind 5½ Stunden angelegt. Die längsten Zeiten, nämlich mehr als 6 Stunden, erfordern nach der Tabelle geräuchertes Fleisch, Krabben und Ahol. Die Gemüsesorten sind getrennt hierauf aufgeführt und werden z. B. Spargel und gekochter Sellerie, die am leichtesten verdaulich sind, mit 1½ Stunden angeführt, bei Erbsen und Bohnen mit 2½ Stunden, bei Zwiebeln und rohem Salat mit 3 Stunden.

Ein Mann im Westen wurde während seiner Krankheit von 26 Ärzten behandelt; er muß eine merkwürdig kräftige Konstitution haben.

Mancher besitzt den Schatz, aber eingeschlossen in einer Truhe, zu der ihm der Schlüssel fehlt.

Statistiken stellen die Tatsache fest, daß 76,000 Farmer Automobils haben, und dabei redet man noch immer von der ländlichen Ruhe und Stille.

Nicht lieben, sondern achten sollst du deinen Feind.

Ein Janitor in Chicago erhielt laut Urtheilspruch von einem Fuhrmann, der ihm fünfmal mit der fogenannten besseren Hälfte durchgegangen war, eine Entschädigung von \$200. Er hätte eigentlich dem Fuhrmann noch etwas draufzahlen sollen, daß er ihn von einer solchen Muttergattin befreite.

Der Kritiker fällt auch den Honig.

Das Volk verlangt einen Tarif, bel dem nicht jeder Abfah einer Erklärung oder Entschuldigung bedarf.